

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 46

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

während der Tagesarbeit vernachlässigt werden, — der Rumpfmuskeln. Speziell Bauch- und Beckenmuskeln sind bei vielen Frauen heute schlaff, schwach. Sie vermögen den innern Organen nicht mehr den nötigen Halt zu bieten. Deshalb greifen die Frauen heute wieder mehr zu jenen bequemen Hilfsmitteln, zu Gummigürtel und Korsett. Diese vermögen allerdings genügend Halt zu geben. Aber eines bedenkt man oft nicht, daß durch diesen künstlichen Halt den Muskeln ihre Arbeit abgenommen wird und diese daher immer mehr erschlaffen. Wenn die Bauchmuskeln mehr geübt würden, wären diese Hilfsmittel größtenteils überflüssig. Die Uebung, der rhythmische Wechsel von Spannung und Entspannung erhält den Muskel allein elastisch. Kräftige und zugleich elastische Bauch- und Beckenmuskeln sind gerade für den Mutterberuf außerordentlich wichtig.

Durch die Gymnastik sollen auch jene Glieder, welche während des Tages einseitig benützt wurden, entspannenden Ausgleich finden, gelockert werden. Gerade z. B. die Arme werden bei der Hausarbeit unwillkürlich in versteifende Bewegungen und Stellungen gebracht. — Besonders wichtig sind auch entspannende und freislaufanregende Bewegungen für die Beine. Denn durch das viele Stehen, durch das fortwährende Belasten der Beine durch das Körpergewicht wird das Aufwärtsfließen des Blutes zum Herzen erschwert, besonders auch, weil die Schwerkraft hindernd, abwärtsziehend wirkt. Es treten deshalb mit der Zeit oft venöse Beinstauungen und Krampfadern auf. Angepaßte Bein-Gymnastik regt den Blutkreislauf an und erhält die so notwendige Elastizität der Venenwände. Auch Fußübungen sind unentbehrlich. Durch das häufige Stehen werden hohe Anforderungen an die Fußmuskeln gestellt, besonders dann, wenn überflüssige Fettmassen sie beschweren.

Hausfrauen-Bewegungen vermögen Gymnastik nicht zu ersetzen — Hausfrauenarbeit vermag auch nicht von Gymnastik zu dispensieren. Es ist etwas ganz anderes, ob ich mich bewege, oder ob ich Gymnastik treibe. Gymnastik baut systematisch auf Anatomie und Physiologie auf. Durch richtige Gymnastik kann die Frau lernen auch ihre Hausarbeiten ökonomisch zu verrichten, so zu verteilen, daß sie Abwechslung hat zwischen sitzenden und stehenden, leichten und anstrengenden Arbeiten. Niemand wird behaupten, daß Hausarbeiten nicht ermüden. Die Gymnastikstunde bringt die richtige Erholung davon. Regelmäßig turnende Frauen bestätigen das oft. (Ein wenig Muskelkater am folgenden Tag schadet nichts, im Gegenteil!) Gymnastik erheitert zudem das Gemüt, macht arbeitsfroh und jung.

Die moderne Frauengymnastik strebt nicht nach äußeren körperlichen Höchstleistungen, Wettkampf, Uebertreibungen im Sport, denn sie will die körperliche und seelische Gesundheit der Frau. Sie will die Frau und Mutter nicht von ihren Pflichten ablenken, sondern sie dazu ertüchtigen, sie der Familie recht lange zu erhalten suchen.

Klara Ziegler.

* * *

»Bäri«

Bäris Heimat ist der schöngelegene Falkenhof oder besser gesagt, er war es. Denn Bäri ist schon lange tot. Außerlich war er übrigens gar nicht schön, und er hatte auch keinen Stammbaum aufzuweisen. Wenn man aber Bäri kannte und daran dachte, daß er zweimal für seine Herrschaft eine große Tat vollbracht hatte, vergaß man sein häßliches gelbes Fell und an einen Stammbaum dachte man schon gar nicht mehr. Ich selbst habe Bäri auch gekannt, und der alte Falkenhofbauer hat mir die Geschichte seines Hundes selbst erzählt.

„Steht da eines Abends“, so begann er, „als ich vom Felde kam, ein herumziehender Schirmflicker, der nicht weit von meinem Hause entfernt unter einem Nußbaum mit seinem fahrenden Wagen und einem Rudel Kinder Halt gemacht hatte, in meiner Stube. An eine Schnur gebunden hält er einen kaum ein paar Wochen alten Hund, der genau so hungrig in die Welt schaut wie sein Herr. Er wollte gerne einen Sack Kartoffeln für

Rinder und Frau, die schon ein paar Tage lang nichts Warmes gegessen hätten, und ich könnte dafür den Hund haben. Ich war zuerst gar nicht einverstanden, nicht wegen der Kartoffeln, oh nein, die hätte er auch ohne den Hund schon seinen Kindern zulieb bekommen. Aber hatten wir nicht schon genug Tiere auf dem Hof und auch bereits einen, wenn auch schon alten Hund? Aber meine Frau war ganz vernarrt in das halbverhungerte Hundeli, das vor Schwäche fast nicht mehr auf seinen vier Beinen stehen konnte, und ich mochte ihr diese Freude gönnen, und so blieb Bäri, wie wir ihn nannten, bei uns. Er erholte sich bald unter der guten Pflege meiner Frau und wuchs zu einem stattlichen Hund heran. Er war äußerst wachsam, und ich konnte ruhig von zu Hause fort, wenn ich Bäri daheim wußte.

Er war bereits drei Jahre bei uns, als er meinen zweijährigen Jungen, der in einem unbewachten Moment in die vom Knecht offengelassene Jauchegrube gefallen, herausholte und in die Küche trug, wo er ihn meiner Frau vor die Füße legte. Von da an liebten wir ihn nur noch inniger und er spürte die Liebe, die wir ihm entgegenbrachten, und war nunmehr der ständige Begleiter meines Söhnleins.

Wieder waren ein paar Jahre verfloßen. Mein Bub ging zur Schule und der Weg führt, wie Sie ja wissen, eine halbe Stunde durch den Wald. Vom ersten Tag an begleitete Bäri ihn die lange Strecke, blieb dann am Waldrand stehen und sah dem Buben nach bis er verschwunden war, worauf er zufrieden heimzu trottete. Um zwölf Uhr mittags und später wieder um vier Uhr stand Bäri regelmäßig am Waldrand und nahm meinen Jungen in Empfang. Ich war einmal ungewollt Zuschauer, wie Bäri ihm die Tränen vom Gesicht leckte, die wegen einer „Tage“, die nicht ganz gerecht gewesen sei, vergossen wurden.

Es war Winter. Wir waren den ganzen Tag im Wald Holz hacken gewesen, zwei Knechte und ich, und kamen abends rechtshaffen müde nach Hause. Bald gingen wir alle zur Ruhe und lagen in tiefem Schlaf. Ich erwachte etwa um Mitternacht durch Bäris wütendes Bellen, schlief aber, als es verstummte, rasch wieder ein. Eine Stunde darauf erwachte ich neuerdings an Bäris langgezogenem Geheul. Ich hatte ihn nie zuvor in dieser Weise klagen hören. Ich stand sofort auf und trat ans Fenster, unter dem Bäri sein unheimliches Geheul hervorstieß und — ich werde in meinem Leben nie diesen Moment vergessen! — ich sah, wie eine Feuergarbe zum Scheunendach herauschoß und den Platz taghell beleuchtete. Man hörte Ziegel fallen; das Vieh brüllte im angebauten Stall. Ich stürzte sofort die Treppe hinunter und in den Stall und trieb das Vieh auf den Platz hinaus. Im Nu ward der ganze Hof wach. Es war ein schreckliches Durcheinander. Jemand hatte der Feuerwehr telephonierte; aber bis diese kam, war die ganze Scheune bis auf den Grund niedergebrannt.“

„Ja — und Bäri?“ fragte ich angstvoll.

„Ja, unsern lieben Bäri fanden wir am nächsten Morgen im Baumgarten liegen — ein Messer stak ihm bis ans Hest im Hals. Er war tot.“

Der Brandstifter, der die Scheune angezündet hatte — man fand ihn übrigens nie — ist wohl von Bäri überrascht worden und hat sich gewehrt. —

Daß man mir die Scheune angezündet hat, könnte ich heute verzeihen; aber daß unser lieber Bäri auf so elende Weise umgebracht worden ist, das kann ich nie vergeben.“

Aus Schweiz. Tierschutz-Kalender.

Cornelia Heim.

Weltwochenschau

Keine Gefahr?

Der Bundesrat hat sich mit den antidemokratischen Umtrieben in der Schweiz befaßt. Herr Baumann, Vorsteher des eidgenössischen Polizei- und Justizdepartements, berichtete. Eine Konferenz war vorangegangen. Er unterrichtete die Gesamtregierung über die bisherigen Ergebnisse. Verschiedene Untersu-

chungen laufen noch. Wenn ihre Ergebnisse bekannt sind, wird wohl auch ein Antrag gestellt und beschlossen, was vorgekehrt werden soll. „Im Bundesrat kam die Auffassung zum Ausdruck, daß die Gefahren dieser Propaganda nicht so groß sind, wie vielfach angenommen wird.“ So berichten die Zeitungen. Wir fügen bei: „Zur Stunde nicht so groß sind.“

Denn es braucht einen Wink von der andern Seite, und sie werden von einer Woche zur andern riesengroß aufblähen. Vielleicht weiß der Bundesrat mehr, als er öffentlich bekannt geben läßt. Die Methode der Beängstigung unserer öffentlichen Meinung wäre ja in der Tat ein Unsinn, und es ist gut, wenn die Gespenster nicht extra beleuchtet werden. Ebenso kann es nur vom Guten sein, wenn man den Gegner im Hintergrund nicht ahnen läßt, wieviel man von ihm weiß. Dies alles überlegt man, und doch wünscht man, der Bundesrat würde endlich entschieden erklären, daß die demokratischen Rechte nur für jene da sind, die sie anerkennen, daß sie nicht gelten für alle, welche die Demokratie ablehnen und bekämpfen.

Warum ist der Bundesrat der Auffassung, „es sei möglich, die Pressefreiheit aufrecht zu erhalten?“ Aufrecht zu erhalten, weil die Gefahren nicht so groß seien, wie man „vielfach annimmt“? Warum ist er nicht der einfachen Ansicht, sie sei aufzuheben für jene Zeitungen, die nach der Diktatur und damit auch nach der Pressezensur leben? Das Volk würde nichts besser verstehen als eine solche Verfügung. In Zürich wurde kantonal die Vorzensur für den „Schweizerdegen“ und das „Schweizervolk“, diese eindeutigen Naziblätter, eingeführt. Man wollte damit dem Bundeshaus einen sanften Stupf geben. Es wäre höchst bedauerlich, wenn das Bundeshaus diese Schutzmaßnahme als ungültig aufhob!

Bei all diesen zagen Abtastungen und Versuchen, wie weit die Vergiftung schon vorgeschritten und was man allenfalls dagegen vorsehen könnte, handelt es sich immer um Verteidigung. Und man ist über die Gemütsruhe und Laubheit dieser Verteidigung eben doch beunruhigt. Was aber noch mehr Grund zur Unruhe gibt, das ist der Mangel an jeder aktiven Propaganda für die Demokratie von Staates wegen. Die Zeitungen schreiben ja täglich, und viele schimpfen auch täglich. In welches Ressort aber würde die Organisierung täglicher Radioorträge über die Zustände in der vordemokratischen alten Eidgenossenschaft, über die gewaltigen Errungenschaften der 90 Jahre (seit 1848) dauernden Demokratie, über die Rechte, die ein Bürger bei uns besitzt und . . . verlieren könnte, fallen? Wir behaupten: Es ist eine Gefahr, daß von Bundes wegen aktiv nichts für die Propaganda unserer Ideale getan wird.

Rüdensicherung.

Hitler hat in Weimar eine Rede gehalten, die in Frankreich und England schwere Verstimmung schafft. Man sieht sich trotz Mühen keinen Schritt einem wirklichen Frieden näher. Die Zeitungen in London und Paris äußern sich gereizt und bekümmert. Man hat das Gefühl, als wüßte niemand recht, worum es eigentlich dem deutschen Diktator geht. Analysiert man seine Rede genau, dann ist man im klaren: Er traut wohl Chamberlain, Bonnet und Daladier, nicht aber gewissen andern Personen und Parteien. Oder er tut wenigstens so, als ob er ihnen nicht traue. Obenhin gesehen, besteht tatsächlich für das Dritte Reich die Gefahr eines Regierungswechsels in Großbritannien, genauer: Ein Regierungswechsel sieht von weitem aus wie eine Gefahr. In Frankreich, das nach deutschen Auffassungen völlig labil regiert wird, sind die Gefahren solcher Wechsel theoretisch noch größer. Und an solche Möglichkeiten klammert sich Hitler, um in den beiden Weststaaten eine innerpolitische Bewegung zu fördern, die ihm dienen wird. Und er weiß auch, an wen er sich zu richten hat.

Da sprach ein Labourabgeordneter im britischen Unterhaus seine offene Ueberzeugung aus, Mussolini sei vor dem Zusam-

menbruch gestanden, ein anderer Abgeordneter ließ ganz simpel wissen, er wüßte mit seiner ganzen Partei den Sturz der Diktaturen. Und Churchill, der gelegentlich Herrn Hitler bewundert, soll gar von einer Aktion mit Hilfe innerdeutscher Kräfte geredet haben. Was in den Zeitungen geschrieben wird, täglich, und was die französischen Linken wünschen und sagen, das kann Hitler eher mißachten. Was aber ein Churchill sagt . . . hier muß schon eingehakt werden!

Also gibt Hitler in Weimar seinem Mißbehagen Ausdruck: Gäbe es eine stabile britische Regierung Chamberlain, und eine französische, die nicht vom erstbesten parlamentarischen Sturm weggefegt werden kann . . . Deutschland hätte Bertrauen! Mit andern Worten: Wenn in London und Paris so etwas wie Diktatoren sitzen werden, dann sind erst die tiefen Differenzen behoben! Das ist beileibe nicht Einmischung in die innerpolitischen Verhältnisse der Westmächte . . . das ist nichts als ausgesprochenes Mißbehagen.

Den andern aber, die tatsächlich wünschen, sich in die innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands einzumischen, antwortet der Diktator mit grimmiger Eindeutigkeit: Das gibt es nicht! Und zwar, weil es „innerdeutsche Kräfte“ nicht mehr gibt, die gegen die Regierung aufstehen würden. Nur noch die Nation und der ehernen Wille der Heermacht! Sonst nichts! . . .

In der Tschechoslowakei wird gegenwärtig Strafuntersuchung verlangt gegen die frühern Leiter der Außenpolitik, also Benesch und Hodza und ihre Mitarbeiter. Das heißt Untersuchung, warum die Tschechen sozusagen bis zur letzten Minute starrsinnig auf ihrem Nein beharrten. Der Gesandte Duský in Paris habe seit Kriegsende 1918 den tschechischen Staat in Paris vertreten und die wirklichen Strömungen in Frankreich genau gekannt, habe aber in Prag vergeblich die Unzuverlässigkeit der französischen Hilfe gepredigt. Warum also die Starrsinnigkeit der Herren Benesch und Hodza? Es bergen sich dahinter gewisse Geheimnisse, die öffentlich bisher nirgends diskutiert werden konnten, weil die Beteiligten schweigen. Churchill spricht von „innerdeutschen Kräften“, die mobil gemacht werden könnten. Hitler betont mit allem Nachdruck das Nichtvorhandensein einer Opposition, die in Betracht fiel, und spricht von der „ehernen Wehrmacht“. Der Nachdruck ist verdächtig.

Wenn die mutmaßlichen Untersuchungsrichter in Prag nach dem Sündenbock suchen, werden sie auch von den verschiedenen Strömungen im deutschen Offizierskorps, von dem unerwarteten Auftauchen des Generals Gamelin in London kurz vor Chamberlains Flug nach Berchtesgaden, von sehr merkwürdigen Hoffnungen der tschechischen Heeresleitung sprechen müssen. Es sieht so aus, als ob nicht nur Hitler gewisse britische Kräfte, gewisse Gruppen in Paris für seine Pläne mobil machen möchte . . . man hat das Gefühl, als ob vom Westen her auch gewisse Fäden zu deutschen Wirtschafts- und Armeestellen liefen. Im Lichte dieser Bemühungen gewinnt Chamberlains Angst, Deutschland könnte dem Chaos und damit dem Bolschewismus anheimfallen, eine merkwürdige Bedeutung. Vor allem aber wird einem klar, daß die Einigung der vier westlichen Mächte, die von den um die Welt Herrschaft besorgten britischen, amerikanischen und französischen Kapitalgewaltigen gewünscht wird, durch schwierige Klippen segelt. Es geht darum, wer führen soll. Die Engländer wollen die Deutschen versöhnen und ins „Konzert“ aufnehmen, aber sie verlangen einen Hitler, der seine Ausschließlichkeitsansprüche zurückstellt. Hitler aber fordert eine profaschistische stabile Regierung in Frankreich und einen zweifellos „sicheren“ Kurs in England.

Die Inkraftsetzung jenes berühmten „Österabkommens 1938“ durch das englische Unterhaus hat im Grunde ebenfalls den Sinn einer britischen Rüdensicherung gegen die Vorherrschaft der Achse und wird weitere Versuche nach sich ziehen, den angeblich Berlin botmäßigen Mussolini mehr auf die britische Seite zu ziehen. Berlin hat dem heimlich beunruhigten Duce den Gefallen getan und im Ausgleich Ungarns mit den Slowaken Ungarn, Kaschau,

drei andere wichtige Grenzstädte und die karpatho-ukrainischen: Uzhorod und Mukacs zugesprochen. Dieser Kompromiß schließt einen bitteren Kern der italienisch-ungarisch-polnischen Nichtbefriedigung in sich, und zweifellos wird der neue französische Gesandte in Rom, Francois-Poncet, im Verein mit dem britischen, diesen Punkt verfolgen . . .

Das Spiel des gegenseitigen Mißtrauens, des Wühlens in den Völkern und Parteien der Gegenseite, der Hoffnung auf gewisse Umschwünge wird weitergehen, und das Dritte Reich hat vorderhand die Hoffnung, das Geseß des Handelns diktieren zu können. —an—

* * *

Die « Feuerwehr »

In Marseille brach ein Großbrand aus, man ging zu Leib dem Feuer, doch fraß sich bald von Haus zu Haus der Flamme Ungeheuer. Die „Feuerwehr“ der großen Stadt versagte leider gänzlich. Der Wasserstrahl war viel zu matt, die Ordnung faul und brenzlich.

Die Gangster plünderten gemein und machten reiche Beute.

„Ein Unglück kommt oft nicht allein“, die Wahrheit gilt noch heute. So hat der hohe Magistrat von Marseille böß gesündigt. Dem Herrn Präsekten bleibt die „Tat“ zum Fluch. Ihm ward gekündigt.

Es bliebe rings noch mancher „Brand“ endgültig einzudämmen, doch scheint der farge „Wasserstand“ die „Feuerwehr“ zu hemmen. „Brand“ heißt die Politik zumal, und viele Diplomaten versprechen unnütz ihren „Strahl“, weil er zu dünn geraten.

Am Werk sind dann die „Diebe“ schon, sie wühlen in den Trümmern und holen sich den schmutz'gen Lohn, ob Menschen auch verkümmern. Noch lodert manche „Feuersnot“, Ihr Herren Diplomaten! Sorgt vor! Denn Schutz ist auch Gebot: Dann seid ihr gut beraten!

Bedo.

Kleine Umschau

Schweiz in Form — Verdienter Sieg! 1:0!

Die Schlacht ist aus. Und es ist gut so. Denn es war eine furchtbar aufregende Sache. Die Zuschauer gerieten aus dem Häuschen. Sie brüllten, warfen Hüte und Stöcke in die Luft, schlugen einander auf die Achseln, daß es dröhnte — —

Früher, als ich vom Fußballspiel so viel verstand wie eine Kuh, die auf Portugiesisch angedredet wird, besuchte ich die sogenannten Matches einzig, um Studien in Psychologie und Physiognomik zu treiben. Heute ist mir der Kampf um das runde Leder kein Buch mehr mit sieben Siegeln. Leser aber, die dem weltbewegenden Sport indifferent, apathisch, ablehnend oder gar feindlich gegenüberstehen, möchte ich mit meinem sachlichen Bericht belehren und sie in ihrer Gesinnung wenden:

Ein Fußballmatch wird von 23 Mann absolviert. Ihrer 22 rennen hinter dem Ball her, während der 23. lebhaft gestikulierend und häufig pfeifend auf dem Platz herumsteht. Dieser Letztere heißt Pfeifen- oder Schwarzer Mann. Von den 22 Leuten, welche herumrennen, hatten beim Fußball-Länderwettkampf Schweiz gegen Portugal in Lausanne elf Spieler ein rotes Hemd an. Die andern Elf waren weiß gekleidet. Die Roten, das sind die Schweizer — die Weißen stammen aus Portugal.

Der Kampf beginnt in der Mitte des Feldes. Auf einen schrillen Pfiff des Schwarzen Mannes hin beginnt der Ball zu rollen. Jemandem weißer oder roter Spieler hat ihm einen Kick gegeben, und nun hauen plötzlich sämtliche 22 Mann mit den Füßen auf ihn ein. Auf den Ball natürlich. Bald ist er hier — dann wieder dort. Einmal am Boden — ein ander Mal in der Luft. Jetzt hat er den Buchli mitten ins „Büchli“ getroffen. Buchli liegt ab und jast nach Luft. Eine Minute später kriegt Kropf einen rasanten Schuß an den Kopf. Auch Kropf liegt ab. Nun mischt sich ein Mann ins Spiel, der ein Köfferchen trägt und eilends über den Platz läuft. Vermutlich will er den Ball einfangen und ins Köfferchen packen. Gelingt ihm das nämlich, dann schreien die Zuschauer: Goh! Goh! Goh!

Aber die Zuschauer schreien nicht. Sie bleiben ruhig. Und der Mann mit dem Köfferchen scheint ein Samariter zu sein. Er hat auf Kropfs Kopf ein Pflaster geklebt und begibt sich wieder nach Hause. Kropf bleibt. Er schwankt zwar noch ein bißchen hin und her. Aber dann geht's wieder. Und jetzt brüllt alles: „Bravo Kropf.“

Plötzlich hint Knuchel. Er hat vorhin eins an den Knöchel bekommen. „Faul — faul!“ — die Zuschauermenge gerät in Ertaße. „Use — Penalti!! — Use — Penalti!“ Jawohl! Hinaus mit dem groben Kerl. Und tatsächlich, der Schwarze Mann weist den Süchel Penalti vom Platz.

Hui! Jetzt gibt's ein Gedränge dort unten bei den Stangen. Leider falscher Alarm. Grauer scheint heute wirklich einen grauen Tag zu haben. Auch Würstl fängt böß zu wursteln an. Nur Lanz rackerst sich ab und bricht eine Lanze. Glücklicherweise flaut das flau Spiel ab. Uha! Nun wird der Gegner mit Angriffswellen bombardiert! Springer springt! Stelzer kommt wie auf Stelzen daher! Schlegel schlägt präzise! Kielholz fährt wie ein Kiel in die feindliche Verteidigung! Rauch entpuppt sich als Kanone und läßt einen Schuß los, der nicht von Pappe ist. Nur Stich und Küng halten noch mit ihren Trümpfen zurück.

Fiebernd folgen die Zuschauer dem Spiel. Sie bewundern die feine Filigranarbeit, die da geleistet wird. Und jetzt wird die Geschichte dramatisch. Mutti tanzt sich der Linie entlang nach vorn. Trello trillert neben her. Eine klassisch-schöne Flanke kommt von rechts herein — Reist setzt den Ball auf den Rist, passiert schön abgezirkelt an den freistehenden Schnegg — und dieser Schnegg macht eine blitzschnelle Wendung, umdribbelt elegant den gegnerischen Verteidiger, legt sich noch rasch den Ball mit der Hand zurecht — — wenn das der Schwarze Mann gesehen hätte!! — — und knallt eine Bombe ins weiße Tor, daß die Funken sprühen!

Die roten Spieler umarmen und küssen sich. Schnegg wird auf Schultern herumgetragen. Die Zuschauer heulen und tanzen, schlagen Purzelbäume. Wie wahnsinnig kurbeln die Kinooperateure. Der schweizerische Radioreporter macht einen Hochstand auf dem Mikrophon. Alte Feinde versöhnen sich. Wildfremde Menschen bieten sich Zigaretten an. Die Zeitungsberichterstatter rattern auf ihren Schreibmaschinen die zweite Rhapsodie von Liszt herunter. Die Tribünen zittern. Auf den Stirnen der Verbandsfunktionäre verwandelt Angstschweiß sich in Freude-schweiß. Ehrengästliche Augen strahlen. Wie wildgewordene Meereswellen brandet Jubel über den Platz. Alles lacht, schreit, jauchzt, klatscht, tanzt, jubelt — — und ein Flugzeug brummt zufriedene Laune vom wolkenlosen Himmel auf den grünen Rasen hinunter.

Aber auch die gelagene Mannschaft weiß was sich gehört. Stolz wie die Spanier verlassen die Portugiesen das Feld. Stürmibänz.